

Corinna Arndt
Südafrika - Das Trauma des Warlords

in: "Gewaltfrei für den Frieden. Menschen und Projekte - Eine Reise um den Globus"
Hg.: Konsortium Ziviler Friedensdienst, Frankfurt am Main 2009, S. 17-26

»Am Ende kommt es darauf an, dass der Friedensprozess als etwas gilt, das die Konfliktparteien selbst erreicht haben und auf das sie stolz sein können. Das möchten wir als Organisation erreichen. Denn sie haben es schließlich selbst getan.«

Mdu Molefe, Mitbegründer und Direktor des »KwaZulu-Natal Programme for Survivors of Violence« (Sinani), Südafrika





SÜDAFRIKA – Die Provinz KwaZulu-Natal ist eine der instabilsten des Landes. Hier schürte die weiße Apartheidregierung in den 1980er- und 90er-Jahren bewusst Konflikte innerhalb der schwarzen Bevölkerungsgruppe. An diesem Erbe von Gewalt und Hass tragen die Menschen bis heute. Da macht es Hoffnung, dass die Zahl derer, die sich für Versöhnung einsetzen, wächst. Selbst uralte Friedensrituale finden hier ihren Platz.

Das Trauma des Warlords

Text und Fotos: Corinna Arndt

Seit Tagen hängen die Wolken tief über den Hügeln von Richmond, über gelbverdorrttem Gras und lindgrünen Zuckerrohrfeldern. Die Landschaft in diesem Winkel der südafrikanischen Provinz KwaZulu-Natal, auf halber Strecke zwischen dem Königreich Lesotho und dem Indischen Ozean, wirkt unruhig, ausgefranst irgendwie. Nirgendwo kommt sie zur Ruhe. Kiefernforste drängen sich an Eukalyptusplantagen, dazwischen Kohlfelder, eine Hühnerfarm. Und plötzlich, hinter dem nächsten Hügel: Tausende von Häusern, wie über die Hänge gewürfelt, jedes bewohnt von einer Großfamilie. Die Siedlung ist ein Konglomerat der Ortsteile Patheni, Indaleni und Magoda, die förmlich ineinanderfließen. Ortsschilder, Wegweiser? Nichts dergleichen. Wer hier wohnt, hat nie eine andere Wahl gehabt und kennt sich ohnehin aus. Die Luft ist schwer vom Rauch der Kohlefeuer. Am Straßenrand hockt ein junger Mann in einem hohlen Baum und verkauft Sprechzeit auf seinem Handy. Quietschend kommt ein verrosteter Opel zum Stehen – darin ein paar angetrunkene Mädels, ihre Schultern zucken im Takt der Kwaito-Musik, die aus dem bis zum Anschlag aufgedrehten Autoradio dröhnt.

Wer zum ersten Mal hierher kommt, hat Mühe, sich zu orientieren. Doch noch vor 15 oder 20 Jahren wäre das Nichtwissen um die unsichtbaren Grenzen zwischen den Siedlungen lebensgefährlich gewesen. Damals war jedem Kind klar: Alles, was rechts der Straße liegt, heißt Patheni und wird von der Inkatha Freedom Party (IFP) beansprucht. Alles, was links der Straße liegt, heißt Indaleni und ist Territorium des African National Congress (ANC). Dahinter liegt Magoda, das ab 1997 zum Herrschaftsgebiet der United Democratic Movement (UDM) gehörte, die sich vom ANC abgespalten hatte. Anhänger der einen Partei hatten im Gebiet der beiden anderen nichts verloren. Dafür sorgten allgegenwärtige Drohungen, Faustschläge und Schusswaffen.

In keiner anderen südafrikanischen Provinz haben politisch motivierte Gewalttaten so viele Opfer gefordert wie in KwaZulu-Natal. Die Eskalation begann Mitte der 1980er-Jahre. Unter internationalem Druck und in die Enge getrieben vom wachsenden Widerstand im eigenen Land, ging die Apartheidregierung brutaler denn je gegen die schwarze Mehrheit vor. Gleichzeitig begann sie, hinter den Kulissen mit dem ANC zu verhandeln. Noch während dieser Verhandlungen drohte KwaZulu-Natal in einen Bürgerkrieg abzugleiten. Es tobten mörderische Kämpfe zwischen ANC- und IFP-Anhängern. Dieser Krieg »Schwarzer gegen Schwarze« hatte das Potenzial, das gesamte Land ins Chaos zu stürzen, und kostete zwischen 1985 und 1995 mindestens 10.000 Menschen das Leben. Später stellte sich heraus, dass das weiße Minderheitenregime im Hintergrund die IFP-Kämpfer aktiv unterstützt hatte, um den ANC zu schwächen. Doch selbst nachdem die Apartheid begraben und Nelson Mandela Präsident war, kehrte in den Hügeln KwaZulu-Natals keine Ruhe ein. Im Gebiet von Richmond forderten noch Ende der 1990er-Jahre Scharmützel zwischen UDM und ANC unzählige Tote. Inzwischen sind sowohl IFP als auch UDM politisch praktisch bedeutungslos geworden. Die Zeit der alltäglichen politischen Gewalt ist vorbei. Dennoch gilt die Provinz bis heute als die instabilste im Land.

Über die festgefahrene Lehmerde vor dem Haus mit der Nummer 10912 in Indaleni tänzeln aufgeregte Hühner. Frisch gewaschene Wäsche hängt tropfnass und schwer über einem windschiefen Zaun aus Stacheldraht. Kein Lüftchen rührt sich. Schließlich öffnet sich die Tür. Heraus tritt der Hausherr, Richard Mkhize – grau meliertes Haar, penibel gestutzter Bart, gebügeltes Hemd. Er setzt seine Schritte mit Würde. 44 Jahre ist er alt, seit 1988 verheiratet, aus der Ehe sind sechs Kinder hervorgegangen: vier Mädchen und zwei Jungen. Mkhize hat Lokalpolitik im Blut, er hat immer irgendwo mitgemischt und gilt als *community leader*. Einer, auf den man hört. Einer, der einmal viel Macht hatte. Und einer, der diese Macht missbrauchte. Einer von denen also, die hinter den blutigen Konflikten standen: erst auf der Seite des ANC, dann bei der UDM. Heute ist er Mitglied der IFP. Ein Opportunist? Mag sein. Aber einer, der sich auskennt zwischen und hinter den Fronten in Richmond. Und darauf kommt es auch im Versöhnungsprozess an.

Jeder Mensch kann sich ändern

»Mkhize war gefürchtet«, sagt Mdu Molefe: »Er war ein echter ›warlord‹.« Ein Kriegsherr. Molefe ist Mitbegründer und Direktor des KwaZulu-Natal Programme for Survivors of Violence, bekannt unter dem Namen Sinani. Die kleine Nichtregierungsorganisation schaffte es Ende der 1990er-Jahre, Führer der verfeindeten Parteien in Richmond um einen Tisch zu versammeln, unter ihnen Opfer und Täter. »Selbst ›warlords‹ sind

Menschen mit Gefühlen und Ängsten. Man kann mit ihnen arbeiten«, sagt Molefe. Jeder Mensch könne sich ändern. »Und Mkhize hat sich verändert: sein Verhalten, seine Ansichten. Jetzt hält er andere dazu an, dasselbe zu tun. Leute wie er wollen ernst genommen werden und immer im Mittelpunkt des Geschehens stehen. Man muss verstehen, wie sie ticken. Sie wollen Einfluss nehmen, etwas verändern. Und genau das tut Mkhize jetzt wieder – allerdings im positiven Sinne.«

Ob er alles bereut, woran er damals beteiligt war? Wer weiß das schon. Darüber reden will er nicht. Aber wie fast jeder in Richmond hat auch Richard Mkhize Erinnerungen, die er nicht los wird. Da war der Tag, als seine Nachbarin ermordet wurde. Sie trug ihr Baby auf dem Rücken. »Die Kugel ging erst durch das Kind und traf dann die Mutter. Beide waren sofort tot. Ich kriege das nicht aus meinem Kopf. Es war schrecklich.« Und fast täglich kommt er am verlassenen *Qualakancane Bottle Store* vorbei. Wo einst Alkohol verkauft wurde und Männer nach der Arbeit ihr Bier tranken, knirscht das Glas zersplitterter Fenster auf dem Boden. Das Gebäude ist bis auf Mauern und Fensterrahmen geplündert, der Putz trägt die Narben von Gewehrkugeln. Mkhizes Hand weist über die Straße. Dort ragt im hohen Gras eine weitere Ruine auf, ein ausgebranntes Haus, in dem einst eine Familie lebte. Mit rauchiger Stimme



»Jeder Mensch kann sich ändern«, davon ist Mdu Molefe, Mitbegründer und Direktor des »KwaZulu-Natal Programme for Survivors of Violence« überzeugt. Die kleine Nichtregierungsorganisation, auch bekannt unter dem Namen »Sinani«, schaffte es Ende der 1990er-Jahre, Führer der verfeindeten Parteien in Richmond um einen Tisch zu versammeln, unter ihnen Opfer und Täter.

beginnt er zu erzählen: »Sie sind von dort drüben gekommen, von Patheni, um die 500 IFP-Männer mit Pistolen und Speeren. Das war 1990 oder auch 1991. Hier auf dieser Seite war das ANC-Gebiet. Die Leute hier waren nicht auf den Angriff vorbereitet und sind um ihr Leben gerannt. Später hat der ANC zurückgeschlagen.« Viele seien damals umgekommen oder verletzt worden. Und seitdem sei niemand mehr in die leer stehenden Häuser eingezogen.

Das Trauma von damals sitzt tief bei den Menschen hier. Als die Politiker in Kapstadt und Pretoria schon längst das neue Südafrika verkündet hatten und von Demokratie, Meinungsfreiheit und politischer Toleranz sprachen, änderte sich in Richmond wenig. »Da war dieser Hass, wenn wir Mkhize gesehen haben, wie er in unserem Gebiet Wahlkampfplakate für die IFP aufgehängt hat«, erzählt Thami Shelembe, der heute für den ANC im Gemeinderat sitzt. »Wir haben sie sofort abgehängt, voller Wut über diese Leute, die hier an die Macht wollen.« Umgekehrt passierte dasselbe; und schließlich ging die neu gegründete UDM dazu über, ANC-Mitglieder zu verprügeln, unter Morddrohungen zum Überlaufen zu bewegen und, wenn das nicht fruchtete, bei nächtlichen Überfällen zu ermorden. Thami Shelembe war 22, als er zum ersten Mal Leichen von ermordeten Parteifreunden fand.

So sah es aus, als Sinani beschloss zu intervenieren. »Wir wollten auf die hohen Gewalttaten hier in KwaZulu-Natal reagieren«, erklärt Mdu Molefe: »Und mussten bald erkennen, dass Trauma-Arbeit wenig nützt, wenn man nicht gleichzeitig die Ursachen der Gewalt bekämpft, für die alle drei Parteien verantwortlich sind. Außerdem war da die Angst, dass die Situation erneut eskalieren könnte.« Sinani überzeugte einflussreiche Lokalpolitiker aller Parteien, in einem gemeinsamen Forum zusammenzukommen. Einfach war das nicht, erinnert sich Richard Mkhize: »Manchmal tauchten die UDM-Mitglieder nicht zu den Treffen auf, weil sie keine Lust hatten. Dann haben Sinani-Mitarbeiter sie zu Hause abgeholt.« Er selbst, fügt er nach einer Pause hinzu, habe damals ja eigentlich auch nichts von einem Friedensprozess hören wollen: »Ich wollte Rache. Ohne Sinani hätte ich wohl nie angefangen, anders darüber zu denken.«

Früher predigten sie Gewalt

Jetzt sitzen Mkhize und sein ehemaliger Erzfeind Shelembe im Rathaus von Richmond am selben Tisch, lachen und vervollständigen gegenseitig ihre Sätze. Sie sind nicht gerade dicke Freunde, doch sie arbeiten regelmäßig im Gemeinderat zusammen. Der ist inzwischen fest in ANC-Hand, das Rathaus für den IFP-Mann Mkhize sozusagen Feindesland. Doch Jahre des miteinander Sprechens haben dafür gesorgt, dass der Pragmatismus in Richmond eingezogen ist und sich ehemalige Feinde als Kollegen begegnen

können. Nur selten denken die beiden noch an die Anfänge des Allparteien-Forums zurück, in dem erstmals alle Sorgen auf den Tisch kamen, alle Ängste, alle Schuldzuweisungen. Irgendwann ging den Beteiligten auf, dass Gewalt in Niemandes Interesse war. Schließlich zogen sie gemeinsam durch die am schlimmsten betroffenen Gebiete. »Die Menschen erwarteten Führung von uns«, erzählt Mkhize. »Früher hatten wir Gewalt gepredigt: Die Jugendlichen sollten brutal und respektlos sein. Nun predigten wir Versöhnung, Toleranz und Respekt. Und die Leute haben auf uns gehört.« Thami Shelembe nickt nachdenklich. »Ja, wir haben viel geredet damals«, wirft er schließlich ein: »Aber was noch fehlte, war der spirituelle Aspekt. Das Reinigungs-Ritual war mindestens genauso wichtig. Das hat dem Spuk ein Ende gemacht.«

Die sogenannte *cleansing ceremony* ist ein uralter Brauch, der den Zulus – der ethnischen Mehrheit in KwaZulu-Natal – in ihrer langen Geschichte von Kriegen und Konflikten schon oft gute Dienste geleistet hat. Er ist tief verwurzelt in der traditionellen Religion, die auch heute noch allgegenwärtig ist. Für die Zeremonie kommen ehemals verfeindete Gruppen zusammen, um ihren Versöhnungswillen zu bekunden und diesen Entschluss den Ahnen mitzuteilen. Richard Mkhize erklärt: »Die, die während der Kämpfe gestorben sind, mögen tot sein, aber sie



Dialog überwindet Gräben: Richard Mkhize (links) und sein ehemaliger Erzfeind Thami Shelembe sitzen heute im Rathaus von Richmond am selben Tisch. Sie sind nicht gerade die besten Freunde, doch sie arbeiten regelmäßig im Gemeinderat zusammen.



Richmond im Jahr 2006 – Versöhnung im Angesicht der Ahnen: Auch traditionelle Friedensrituale können den friedlichen Neuanfang stärken und so moderne Methoden der Konfliktbewältigung sinnvoll ergänzen. Die »Cleansing ceremony« ist ein uralter Brauch, der den Zulus in ihrer langen Geschichte von Kriegen und Konflikten schon oft gute Dienste geleistet hat. Für die Zeremonie kommen ehemals verfeindete Gruppen zusammen, um ihren Versöhnungswillen zu bekunden. Die ZFD-Partnerorganisation »Sinani« hatte die Zeremonie aktiv unterstützt.

Fotos: Usche Merk

kämpfen als Geister weiter – selbst wenn die Lebenden Frieden geschlossen haben. Das wiederum heißt, dass die Lebenden nicht zur Ruhe kommen können. Deshalb ist es so wichtig, dass man ein Opfer bringt – einen Ziegenbock oder eine Kuh schlachtet – und den Ahnen offiziell mitteilt, dass sie nun in Frieden ruhen können. Wir kämpfen nicht mehr, und wir erwarten dasselbe von ihnen. So funktioniert das.«

In Richmond war es 2006 so weit. Sinani hatte die Zeremonie aktiv unterstützt. »Das war eine ziemlich komplexe Sache«, erinnert sich Mdu Molefe. »Natürlich ist das nicht unser übliches Modell der Konfliktbewältigung. Die Idee kam aus der Gemeinde. Ob wir daran glauben oder nicht, tut nichts zur Sache. Es geht nicht um uns. Die Psychologie dahinter ist, dass die Menschen gewalttätige Ausschreitungen so lange mit überirdischen Kräften erklären, bis dieses Ritual stattgefunden hat. Sie stecken quasi fest, solange sie diese Ausrede haben.« Damit sei es nun vorbei. »Und dazu kommt«, sagt Molefe mit einem leisen Lächeln, »dass jeder, der jetzt wieder anfängt zu kämpfen, von den Ahnen verflucht wird. Das ist sozusagen ein Abschreckungseffekt.« Dann wird er wieder ernst. »Wir sagen: Wenn es den Menschen hilft, ihre Fesseln zu lösen und wieder normal miteinander zu leben, dann soll es so sein! Wir müssen nicht an eine Praxis glauben, haben aber auch nichts gegen sie, solange sie uns als Organisation nicht kompromittiert.«

Diese Einstellung ist kennzeichnend für den Ansatz von Sinani. Und vielleicht ist sie der Grund dafür, dass das kleine Projekt in den Städten und Dörfern KwaZulu-Natals einen in der Entwicklungshilfe-Landschaft fast schon unerhörten Respekt genießt. Wo immer Sinani-Mitarbeiter auftauchen, hören sie erst einmal zu. Sie kommen nicht mit vorgefertigten Programmen, sie wollen niemanden »entwickeln«. Sie schaffen Raum, gehen auf lokale Bedürfnisse ein und geben Hilfe zur Selbsthilfe. Sie bleiben lange vor Ort. Sehr lange. Aber immer mit dem Ziel, sich schließlich zurückzuziehen. Das ursprüngliche Friedensforum der politischen Führer in Richmond gibt es bis heute. Und bis heute interveniert es geschlossen bei politisch motivierten Gewalttaten. Eigenständig und ohne fremde Hilfe.

Die Veränderung beginnt an der Basis

In Richmond, da sind sich Mkhize und Shelembe einig, war es nicht die Polizei, die Frieden gebracht und dafür gesorgt hat, dass sich die Menschen in Patheni, Indaleni oder Magoda wieder frei und ohne Angst bewegen können, sondern Sinani. Mdu Molefe kann sich freuen über so viel Lob. Noch lieber wäre es ihm allerdings, wenn sich die Beteiligten in Richmond den Erfolg selbst zuschreiben würden: »Am Ende kommt es darauf an, dass der Friedensprozess als etwas gilt, das die Konfliktparteien selbst erreicht haben und auf das sie stolz sein können. Das möchten wir als Organisation erreichen.

Denn sie haben es schließlich selbst getan.« Und dann sagt Molefe etwas, das man bei Sinani so oder ähnlich häufiger hört: »Wir respektieren die Menschen und ihre Würde. Auch Analphabeten können für sich selbst denken und entscheiden. Manchmal braucht es vielleicht ein bisschen Unterstützung – aber dann wundern Sie sich, was Menschen erreichen können, wenn sie es nur wollen.«

Interessanterweise spiegelte sich dieser Umgang auf Augenhöhe, der in der Entwicklungszusammenarbeit alles andere als selbstverständlich ist, auch in der Beziehung zum Weltfriedensdienst (WFD) wider, der Sinani seit 2001 finanziell unterstützt. Molefe sagt: »Der WFD war unser erster Spendengeber, der eine wirkliche Partnerschaft wollte und nicht nur einen ausgefüllten Unterstützungsantrag. In unserer Beziehung geht es um weitaus mehr als Geld.« Nachhaltigkeit, zum Beispiel. Keine Organisation in Richmond hatte die Geduld, so lange und kontinuierlich im Konfliktgebiet präsent zu sein, keine konnte so viel Vertrauen in den Gemeinden aufbauen. Gleichzeitig gibt es einen regelmäßigen fachlichen Austausch durch ZFD-Fachkräfte, die regelmäßig für zwei bis drei Jahre nach KwaZulu-Natal entsandt werden. Und schließlich schätzen Molefe und seine Kollegen die konzeptionelle Freiheit, selbst neue Modelle für die Arbeit vor Ort zu entwickeln, innovativ sein zu können – und ambitioniert.

Statt sich nur auf Konfliktbearbeitung und Friedensarbeit zu konzentrieren, verfolgt Sinani inzwischen einen weit gefassten, ganzheitlichen Ansatz. Schließlich könne man sich nicht nur mit emotionalen Bedürfnissen beschäftigen und die physischen ignorieren, meint er. Neben der politischen Geschichte seien bittere Armut und eine der höchsten Aids-Infektionsraten des Landes die Hauptursachen von Gewalt in KwaZulu-Natal. Deshalb gibt es bei Sinani Programme zur Bekämpfung von Armut und Aids. Ist das nicht ein Fass ohne Boden? »Nein«, entgegnet Molefe entschieden. Anders ginge es nicht, denn alle drei Komponenten seien untrennbar miteinander verbunden. »Und wenn Sie Menschen davon überzeugen wollen, ihre Konflikte gewaltfrei auszutragen, dann müssen Sie ihnen eine annehmbare Alternative aufzeigen.« Auch die Sinani-Mitarbeiter mussten das über die Jahre hinweg erst lernen – von den Teilnehmern der Projekte, von denen also, die ihr halbes Leben zwischen den politischen Fronten in KwaZulu-Natal verbracht haben. Die waren es übrigens auch, die dem Projekt seinen Namen gaben. Sie fanden das ursprüngliche »Programme for Survivors of Violence« zu sperrig und zu kompliziert in der Aussprache. Sinani ist Zulu und bedeutet schlicht: Wir sind mit euch.